

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 22

Artikel: Luise Kaspar und ihr Liebster [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternwoche in Wort und Bild

Nr. 22 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 29. Mai

O Mutter Erde!

Von Hans Wagner.

Du bist verjüngt erwacht, uralte Erde,
Und bietest Blumen uns und sanftes Grün,
Daß dein sich freuen, die das Siegel tragen
Der Erdgeborenen — deine Kinder alle.
Denn du — du lebst, du bist zum Licht erwacht,
Schuldlos und gut, rein wie die Sonne selbst,
Zu der du betest. Und deiner Stimmen
Tausendfaches Klingen verkündet laut:
Nun lacht und spielt und jubelt und seid selig!

O Mutter Erde, reine, fleckenlose —
Wir hören dich — und unsre Seelen zittern!
Wir schaun dich an — und bergen unsren Blick!
Denn dunkle Ströme fließen durch die Lande —
Von Stadt zu Stadt und vom Gebirg zu Tal.
Und ihrer Wellen Rauschen ist ein Stöhnen —
Und ihrer Wasser Tiefe ist die Not.
Durch Blütenfelder zuckt die blanke Sichel —
Die heiligen Türme schlägt der hohe Strahl —

Gewalttat bricht der Unschuld reine Hütten —
Und Heldenherzen freuen sich am Mord.

Du Mutter Erde, reine, fleckenlose —
Uns, deine Söhne, die du herrlich schmücktest,
Und denen du die Macht gegeben hast,
O frage nicht, woher die Ströme rauschen,
Und wer die Sichel unter Blüten schwingt!
Wir sind es selbst — und riesengroß die Schuld,
Und jeder Tag verkündet unsre Schmach.
Wir sind verirrt, und unser Blick ist trübe,
Und Kains Zeichen brennt auf unsrer Stirn.
Nur du bist gut, und du bist schön und rein,
Und dich lobpreisen alle deine Werke.
O lehr' uns segnen du, und lehr' uns lieben,
Und lehr' uns wiederum die Hände falten,
Du Priesterin, auf daß wir wiederkehren.
Du willst das Gute, und du wirkst das Leben.

Luisa Kaspar und ihr Liebster.

Erzählung von Alfred Fankhauser.

4

Iphigenie.

Dengelgehämmer klang durch die Dämmerung. Im Garten am Kirchhof gingen Luisa und Marie mit grünen Gießkännchen hin und her. Der Turmschwalben Spinnrinn verstimmt; Fledermäuse flatterten aus dem Kirchdache und mahnten die Tagsegler, daß in der Mückenjagd Ablösung folgen solle. Des Turmes Herzschlag pochte langsam, deutlich, immer in gleichem Takte; und jetzt zählte der Glödenmund Acht.

„Feierabend! Ich tu nichts mehr!“ Marie stellte das Kännchen ab, pflückte am Gartenzaun eine St. Johannisblume und trat zu Luisa.

„Luisa, welch einen Mann kriegst du?“ fragte sie und zerzupfte die Zungenblüten, dabei abzählend: „Herr, Bauer, Rüher, Reßler, Rorber, Bettler, Schelm, Herr, Bauer,

Reßler — Grüß Gott, Frau Reßler! Nun aber, wieviel Kinder du kriegst!“ Sprach's, zerrauzte das gelbe Blütenkörbchen, warf die Röhrchen in die Luft, fing sie mit dem Handrücken auf und zählte: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, zehn, zwanzig, dreißig! dreißig Kinder! Luisa, guß! Dort kommt auch einer, aber kein Kesselflicker!“

Gottfried Arni schritt den Weg herauf. „Wißt Ihr“, rief er, „was Ihr in Eurem Sprüchlein vergessen habt?“

„Den Notar?“ sagte Luisa.

„Dummes Zeug. Paßt mal auf, ich will's Euch lehren: Herr, Bauer, Rüher, Reßler, Rorber, Bettler, Schelm, Keiner!“

„Aha!“

„Ja, da prahlt man von Männern und denkt nicht, daß man keinen kriegen könnte!“

„Das tönt recht nett von einem jungen Herrn! Wenn man denen das Sprüchlein recht machen wollte, würds heißen: Annabethli, Bäbi, Züsi, Stüdi, Räthi, Veni — alle — alle!“

„Aber zuerst Luise“, warf Marie ein. Luise errötierte und packte das Schwesternlein am Zopf.

„Wie geht Aenneli Sommers Geschichte weiter?“ fragte Gottfried. Luise zog einen Brief hervor und lachte. „Wißt Ihr“, sprach sie, „daß der Student sogar Euren Vornamen hat? Gottfried?“

„Das weiß ich freilich“, meinte Gottfried. „Er ist ja gar kein Russe, sondern ein ganz gemülliger Schwabe von Tübingen, dessen Eltern Schneiderleute in Krebsburg, dessen Onkel ein Bankier in Genf und dessen Brüder in alle fünf Weltteile zerstreut sind. Ich kenne ihn genau. Nur bin ich neugierig, wie weit er mit dem Fräulein gekommen ist.“

„Wenn Ihr erlaubt, lese ich Euch, was meine Freundin schreibt.“

„Bitte, bitte!“

„Also! Aenneli hat eine regelrechte Liebschaft angefangen. Wir möchten das nicht behaupten, wenn wir nicht einer Verabredung auf die Spur gekommen wären. Aenneli hat, wahrscheinlich vor lauter Seligkeit, einen Zettel liegen lassen, drauf stunden in Kritzelschrift folgende Worte: „Verehrtes Fräulein! Darf ich Sie auf den Sonntag zu einem Spaziergang nach der Heitifluh einladen? Hoffentlich können Sie sich einige freie Stunden erbitten, ist doch der Pensionsgeist einäugig! Wüßten wir nur, wie der Name des Studenten heißt! Gottfried oder Gottlieb, soviel ist sicher; es stand aber nur die erste Silbe und ein Gefritzelt dabei, so gelehrt, daß man nicht herausbrachte, ob's fried oder lieb sein sollte. Nun, Lieb auf alle Fälle! Aennchen schrieb darunter: Vielleicht!“

Es wird aber kaum bei diesem Vielleicht geblieben sein; denn gestern hat sich das famose Fräulein einige Stunden erbettelt. Jedenfalls wird der Spaziergang nun ausgeführt werden.

Der Inhalt unseres Schwindelbriefes muß dem Studenten bekannt sein. Anders wär' der Ausdruck vom einäugigen Pensionsgeist unmöglich.

„Ich habe mir, weil ich so brav bin, auch einen freien Nachmittag erbeten und werde ebenfalls auf der Heitifluh erscheinen. Du erscheinst doch auch?“

„Werdet Ihr erscheinen?“ unterbrach Gottfried.

„Wenn Vater es erlaubt, ja!“

„Darf ich Euch begleiten?“ fragte Gottfried.

„Vielleicht! Ich wenigstens erlaubs! Wenn Ihr's Euch selber auch erlaubt!“

„Ich werde aber“, sprach er bedächtig, „diesmal Iphigenien mitbringen.“

„Endlich“, rief sie, und nochmals: „Endlich.“ Leiser Ärger lag in der Stimme.

Im Ernst sprach er: „Es tat mir längst leid, daß ich Eure Bitte nicht schon vor zwei Jahren erfüllen durfte.“

„Gehen wir auf die Terrasse“, entgegnete Luise. „Ihr werdet so gütig sein, und meinen Vater selber bitten; Euch versagt er nichts.“

Sie begaben sich auf die Terrasse, wo der Vater, aus seiner langen Pfeife rauchend, neben der Mutter saß; zwei Blumentreppen, zwei Fenstergesimse voller Blumen rahmten den langen Lehnsessel ein; es nachtete schon; die leisen Stimmen der Plaudernden gingen im Rauschen des Dorfbrunnens unter.

„Nehmt Platz!“ lud der Alte sie ein. Luise flüsterte: „Gute Laune.“ Sie setzte sich mit Marie zur Mutter; er neben den Vater und rückte sogleich mit seiner Bitte heraus.

Raspar begann nicht zu husten, was Gottfried als gutes Zeichen deutete, und nicht mit Unrecht; denn der Bauer erlaubte seiner Tochter den Ausflug mit folgenden Worten:

„Meinetwegen! Morgen versäumt sie ja nichts. Wenn sie die Kleider zusammenfindet, mag sie ja gehen. Wisset nämlich, Herr Arni, sieräumt stets so gut auf, daß man nichts wiederfindet. Meine Hemdenknöpfe zum Beispiel versorgt sie im Küchenschrank.“

„O Väterchen!“ widersprach Luise. „Wer trägt die Kravatte am Halse, läuft im Haus herum und schimpft, wo die Kravatte hingekommen sei?“

„Ist wohl möglich“, brummte der Bauer; „ich hatte die alte umgehängt und suchte die neue.“

„Schon wieder einen Bazen verdient!“ spöttelte Luise. „Wenn du ihn für jede gute Ausrede bekämpfst, Vater, wärst du noch einmal so reich als du bist.“

„Gehn wir in die Stube“, mahnte Frau Raspar und stund auf.

Gottfried aber erhob sich und entgegnete: „Ich muß mich entschuldigen; der Schlaf würde mich drinnen überfallen; sowieso tauge ich heute schlecht zur Gesellschaft, die letzten Tage waren für mich sehr anstrengend. Ich empfehle mich also. Euch, Luise, muß ich etwas bitten: Ihr entschuldigt, wenn ich Euch erst um Mittag abholen kann. Ich muß am Vormittag unbedingt Iphigenien erwarten; wir werden in ihrer Begleitung auf die Heitifluh fahren. Ihr entschuldigt.“

„Gerne“, sprach Luise. Wieder klang der Ärger. Und als er die Müze schwang und Gutnacht sprach, sprang sie auf. In seiner Stimme klang deutlicher Hohn. Sie trat ins Haus; die Eltern folgten; Gottfrieds Schritte verhallten, und bald herrschte Ruhe um das alte Haus, Ruhe wie im Kirchhofe.

Der Pappeln Traumgeslüster, das verworrne Brunnengeraune blieben die einzigen Stimmen der Nacht, der Sterne scheuer Glanz das einzige Licht. Nur aus den Rissen eines Fensterladens brachen feine Strahlen, flogen hinüber zum Brunnen, badeten in der Quellenkühe, den Wellen erzählend von dem kleinen Stübchen, aus dem sie herkamen. Rosendüste schwieten heran, tanzten auf den Strahlenwegen zum Fensterladen hin, durch die Rissen hinein ins stille Gemach.

Luise häkelte. Tannengrad saß die stolze Gestalt auf dem Sessel; das geneigte Haupt trozig gegen den Naden gestemmt, die Hände schnell und sicher bewegend, Stern an Stern aus dem weißen Garn wirkend. Zwei senkrechte Falten gruben sich mitten in der Stirn ein. Zwei tiefe Löden rollten zu beiden Seiten nieder. Die Augenwimpern sennten

sich; versteckte Flammen zuckten darunter; darüber wölbten sich wie Wetterwolken die Brauen. Im Widerschein des innern Wetters zuckten zuweilen die rosigen Lippen, die verächtlich gebogenen Mundwinkel, die schimmernden Wangen. Der Busen wogte; die Arme schmiegten sich eng an den Körper, als müßten sie ihn festhalten. Hie und da zuckte der junge Leib plötzlich zusammen, zwang sich aber augenblicklich wieder zu seiner stolzen Ruhe. Raum hörbar bebten die Atemzüge durch das Stübchen; und es war doch gräßestill drinnen; die Uhr war eingeschlaufen. Der Totenkäfer hatte anderswo zu pochen, als hier, wo junges Leben glühte. Langsam, langsam glitt und wuchs das Spikenband, glitt auf die weiße Schürze nieder, zitterte fort, wie des Mädchens fiebende Finger, sank und nahte sich dem Boden. Es schienen die Wände vor Schlaf zu nicken, bis draußen der Wächter sie wedkte mit schmetterndem Stundenruf. Und wenn sie auffschrecken, erwachte auch Luise, und sank mit ihnen zurück in Traum und Harren. Ein Fenster ächzte. Der Nachtwind rüttelte dran und fand es unverschlossen. Leis ging es auf. Herein schlichen Wind, Rosenduft und Brunnenraunen, umschwebten das Mädchen, rüttelten an der Pforte seines Herzens. Leis ging sie auf. Und wie ein Haus im Winde hebt, erbebte wieder der junge Leib. Es sanken die fiebenden Hände; es öffneten sich die schwarzen Wimpern, und in den Augen standen groß und traurig die wachen Gedanken. Die kühlen Falten enthusachten wie Schatten, wie Schatten enthusachten die verächtlichen Linien des Mundes; weich und traurig schwelten die rosigen Lippen; die schimmernden Wangen. Sternband und Häklein glitten zu Boden; müd erhob sich Luise, schritt zum Schrank, öffnete und trug ein rotes Kästchen zum Tisch. Schwarz bläckten die Schatten des Schrankes ihr nach, wie sie auf das Ruhbett sank, das Häklein auf die Knie stellte und öffnete. Lang saß sie da, das Haupt rückwärts an die Wand lehnend, mit losen Händen den Deckel haltend, ins Leere starrend. Dann seufzte sie auf und entnahm dem blau-lamtenen Lager ein rotes Album: „Tagebuch von Luise Kaspar in der Pension Ratzengold“. Auf dem Titelblatte stand ein Röslein. Darunter Gottfrieds Name.

Sie blätterte. Ein Brieflein flog heraus. Ihre Blide fielen auf die schön geschriebenen Blätter; da stand zu lesen:

Am 18. Mai.

Gottfried Arni hat mich eingeladen, mit ihm das Theater zu besuchen. Aber die Pensionsmutter! Fräulein Ratzengold!

Am 19. Mai.

Er wiederholte seine Bitte; ich antwortete, er möge doch die Iphigenie zu mir bringen. Darauf wandte er sich um, pfiff nur spöttisch und verschwand. Ist er beleidigt? . . .

Am 20. Mai.

Er ist beleidigt. Ich habe einen Entschuldigungsbrief angefangen; allein der Anfang kam schon scharf heraus. Ich las es bleiben . . .

Sie öffnete das Brieflein:

Werter Freund! stand da; habe ich Euch beleidigt? Meine Zunge ist leider spitzig. Ihr dürft aber glauben, daß es nicht so bös gemeint war, wie Ihr es auffaßt. Wenn Ihr's nicht glaubt, so lasset es eben bleiben. Ich für mich . . .

Weiter stand nichts. Luise faltete den Brief zusammen, legte Kästchen, Album und Brief auf den Tisch und sann nach. Ihre Augen fielen auf den Grund des Kästchens. Drin lag ein weißes Herz, und auf dem weißen Herz stand in roten Buchstaben der süße Spruch:

Du bist min, ich bin din, des sollt du gewiß sin.

Du bist beslossen in minem Härzen.

Verloren ist das Sluzzelin,

Du mueßt immer drinne sin.

Einst hatte sie gelacht, als Gottfried ihr dies Zeichen junger Liebe aufs Fensterbrett legte. Heute seufzte sie und warf sich in die Ecke des Ruhbettes, den Kopf in den Armen begrabend. Auf dem Blumenbrett ließ eine weiße Geraniendraube drei Blättlein fallen, sie sanken in das wirre, schwarze Haar.

Kühl strichen die Lüftlein herein, lauter plätscherte der Brunnen; ein Fensterladen ächzte wieder. Die Lampe brannte trüb und trüber, erlosch und dampfte. Regungslos lag Luise. Stunden entflohen; draußen tönte schon leises Vogelgezwitscher; wieder donnerte die Glode; die dritte Stunde entwich. Da fuhr Luise auf, trat ans Fenster und stieß den Laden auf.

(Schluß folgt.)

Berns Umgebungen in alten Zeiten.

Von E. Lüthi, Bern.

II. Befestigungen.

Ein ebenso wertvolles Erbe unserer alamannischen Vorfahren, wie das Bauernhaus, sind die großen und schönen Wälder, die Berns Landschaft zieren. Einige davon sind jetzt kreuz und quer mit neuen Waldwegen und schönen Fußwegen durchzogen. Aus ihren Kriegen gegen Rom wußten die Alamannen den Wert des Waldes für die Landesverteidigung wohl zu schätzen. Während die Gallier nach einer verlorenen Schlacht sich in ihre befestigten Städte zurückzogen, wo sie mit Sicherheit der römischen Belagerungskunst erlagen, zogen sich die Alamannen nach einer Niederlage in ihre großen Wälder zurück, wo sie aus Baumstämmen Verhause anlegten, um die Römer aufzuhalten und ihnen gleichzeitig in die Flanken zu fallen. Bei dieser Taktik ver-

loren die Römer so viele Truppen, daß diese sich weigerten, in einen Wald zu ziehen. Die Waldungen rings um Bern hatten auch im Mittelalter eine große strategische Bedeutung. In der bernischen Handfeste, wo der Stadt das Holzrecht im Forst zugesichert wurde, ist der Vorbehalt beigelegt, daß der Forst nicht zerstört, nicht ausgeraubt werde. Die Verhause sind heute zwar spurlos verschwunden, aber es werden doch sogenannte „Landhäge“ genannt, noch 1448, wo der bernische Hauptmann in Schwarzenburg an den Rat in Bern schreibt, es sei ihm unmöglich, mit 300 Mann einen 3 Meilen langen „Landhag“ zu verteidigen. In den Wäldern um Bern wurden „Huten“ oder Wachten gehalten, auf dem Harnischhut bei Geristein, auf der „Wartthur“ im Linden-